

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



HJALMAR BERGMAN

Skandal in Wadköping

Roman

*Aus dem Schwedischen übersetzt
von Günter Dallmann*

Nachwort von Peter Urban-Halle

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

I

Die Sonne ging auf, sie kündigte einen bedeutungsvollen Tag in den Annalen der Stadt Wadköping an, den 6. Juni des Jahres 1913.

Das Ziegeldach des Landgasthofs «Zum Bienenkorb» glomm wie entflammt, schwankte sacht hin und her, wurde angehoben von der Sehnsucht zu fliehen, besann sich aber und sank wieder auf den Dachstuhl zurück, wie es sich für ein schweres, ehrliches und wohlgesetztes Ziegeldach, das es ja eigentlich war, geziemte.

Die Dohlen des Domkirchenturms stießen gelle Schreie aus und stiegen in wirbelnden Kreisen hoch über den goldenen Hahn. Doch nicht allzu hoch.

Im Rasen unter der Linde blinkte Glas: weißes Glas, braunes, grünes, blaues Glas, geschliffenes Glas und ungeschliffenes, heiles Glas, gesprungenes Glas und zerbrochenes Glas, alle Arten von Glas. Dazu einiges Porzellan und ein weißes Tischtuch, beschriftet mit «H. H. M.» – Harald Hilding Markurell.

Unter der Linde standen ein Tisch und zwei Stühle aus Eisen und auf dem Tisch, dessen Platte mit den Sternzeichen des Tierkreises verziert war, eine Tasse Kaffee und eine Tasse Punsch, in der Fliegen, Wespen und eine riesengroße Hummel schwammen. Die Hummel lebte noch. Sie war auf die Leichen ihrer Leidensgefährten geklettert und kämpfte einen ungleichen Kampf mit den verderblichen Wirkungen des Rausches. Ab und zu ließ sie ein angsterfülltes Surren hören, dumpf und düster wie der Wirbel von verstimmten Trommeln.

Auf den Stühlen unter der Linde saßen der Studienrat für Geschichte und der Oberlehrer für Naturkunde. Das letzte Glas war schon vor vielen Stunden geleert worden, der Lärm des geselligen Beisammenseins war verebbt und ausgeklungen in einem schläfrigen «Gute Nacht»; diese beiden Männer aber hinderte eine schon viele Jahre währende Freundschaft daran, aufzubrechen. Der Studienrat für Geschichte konnte nicht vor dem Oberlehrer für Naturkunde nach Hause gehen und der Oberlehrer nicht vor dem Studienrat. Also blieben sie sitzen. Wie schon so viele Male zuvor. Der Oberlehrer schlief, und aus seinem offenen

Mund drang stoßweise ein sägendes Atemgeräusch. Der Studienrat war wach, er wartete auf die Sonne. Bereits in der wehmütigen Stunde des Sonnenuntergangs hatte er seine Gewissheit verkündet, dass sie wiederkehren werde. Und nun bekam er recht, wie schon so viele Male zuvor.

«Ich hätte wetten können! Da ist sie, Donnerwetter!», sagte er und griff nach der Tasse, die mit Punsch gefüllt war; aber als er die Fliegen, die Wespen und die Hummel entdeckte, durchfuhr ihn von Kopf bis Fuß ein Schauer des Widerwillens.

Er stellte die Tasse zurück und suchte mit trübem Blick auf dem Erdboden und zwischen den Glasscherben nach seinem verlorenen Kneifer, den er dort wiederzufinden hoffte.

Weit draußen auf dem äußersten Stein der Terrasse, dort, wo die Treppe zur Straße hinunterführte, saß eine Ratte auf ihrem Hinterteil und zwirbelte sich den Schnurrbart. Die Stadt war so tief unter ihr, dass sie sich fast auf gleicher Höhe mit dem Hahn der Domkirche befand. Das Viereck des Schlosses erhob sich rechts von ihr, und linker Hand lag flach und langgestreckt das Gymnasium, wie hingeworfen auf

seine Wüste von Sandplatz. Makellos und leer erstreckten sich die Straßen im Morgenlicht, das Schweigen war vollkommen. Nur von dem niemals schlummernden Bahnhofsgelände her war das zornige Schnaufen der Lokomotive zu hören, die verschlafene Wagen über die Schienen vorwärtsstieß. Die Stadt schlief. Sie würde noch ein paar Stunden schlafen. Die Ratte saß ruhig da und zwirbelte sich den Schnurrbart. Nichts schien ihre behagliche Morgenruhe zu stören. Vor ihr lag eine der architektonisch schönsten und bestgepflegten Städte des Königreichs Schweden, der es auch an malerischen Altertümern in genügender Zahl, grünenden Parks, einem langen, schmalen Fluss und einem See als blauem Hintergrund nicht mangelte. Menschenleer und ruhig, schlafend und mit noch unberührten Mülltonnen, dürfte sie der Ratte recht angenehme Morgengedanken eingegeben haben.

Der Blick des Studienrates, der suchend über den Erdboden glitt, erreichte die Ratte und blieb an ihr haften. «Dort sitzt eine Ratte», dachte er. «Ich werde die Tasse mit den Fliegen nehmen und sie ihr ins Kreuz werfen. Wenn sie dann wegrennt, ist es tatsächlich eine Ratte.»

Er hob die Hand, ließ sie aber zögernd wieder sinken. Denn den Vorrang der Gewissheit vor der Ungewissheit bekennt der Mensch mit den Lippen und nicht mit dem Herzen.

Was die Ratte betraf, so hatte sie jetzt wie jederzeit gute und vernünftige Gründe für ihr Verhalten. Sie blieb reglos sitzen und, wie es schien, völlig unbekümmert, obgleich ihre Situation in Wirklichkeit verzweifelt war. Die geringste Bewegung bedeutete den Tod. Also saß sie still.

Was allerdings ebenfalls den Tod bedeutete. Denn zwei oder drei Ellen hinter ihr lag Herrn Markurells Katze; sie streckte ihren Bauch in die Sonne, leckte sich die Pfoten und schenkte der dasitzenden Ratte aus leicht geweiteten Augen einen zärtlichen Blick.

«Ein Junitag ist lang», dachte Herrn Markurells Katze.

Der Studienrat dachte: «Ich brauche die Tasse nicht zu werfen. Dort liegt eine Katze. Wenn es wirklich eine Ratte wäre, würde auch die Katze sie sehen. Und wenn diese die Ratte sähe, würde sie Jagd auf sie machen. Doch das tut sie nicht.»

Wenige Menschen in Wadköping haben ihre Jugend und ihr Mannesalter so schlecht genutzt, dass sie auf ihre alten Tage genötigt sind, die Existenz einer Ratte anzuzweifeln. Der Studienrat Ivar Barfoth allerdings war kein echter Wadköpinger, und außerdem gehörte er zu dem Markurell'schen Kreis. Alles Schlechte oder Verdächtige hatte eine gewisse Neigung, sich um Herrn Markurell zu sammeln, der ebenfalls von auswärts stammte. Solche Leute brachte Wadköping nicht hervor.

Dennoch mussten die Familien Markurell und Barfoth von früher her Beziehungen zur Stadt haben. An der Ecke Vedbotorget/Klockaregränd steht ein niedriges, lang gestrecktes altes Haus, das seit eh und je das Markurell'sche Haus genannt wird. Noch zu Anfang der Achtzigerjahre gehörte das Haus einem Fräulein Markurell, das auch darin lebte. Bei ihr wohnte ein schwachsinniger Knabe, der, man wusste es nicht genau, ihr Sohn oder der Sohn ihrer Schwester war. Man wusste überhaupt sehr wenig von dem Fräulein und dem Knaben. Nur so viel, dass das Fräulein jeden Samstagabend um sechs Uhr auf einem Harmonium Choräle spielte und dass der Knabe dann immer

an einem Fenster saß und weinte. Weshalb er weinte, blieb unbekannt. Die Kinder aus der Nachbarschaft pflegten sich unter dem Fenster auf der Straße zu versammeln. Sie machten sich über den weinenden, schwachsinnigen Jungen nicht lustig, das wäre eine Sünde gewesen; sie betrachteten ihn nur. Begleitet vom Harmonium, weinte der Junge so beharrlich und unablässig, als begriffe er trotz seiner Geistesschwäche, welches Vergnügen er den lieben kleinen Kameraden jenseits der Fensterscheibe bereitere. Eines Tages kam ein Engel vom Himmel und holte ihn. Das passierte just an einem Samstag kurz nach sechs, als das Fräulein Markurell Choräle spielte und der Knabe weinte. Die Kinder waren vollzählig versammelt. Als sie den Engel erblickten, traten sie ein wenig zur Seite, sodass er das Fenster öffnen und den Knaben herausheben konnte. Mit dem Knaben in den Armen schwebte der Engel quer über den Marktplatz, ruhte sich ein Weilchen auf dem Domkirchenhahn aus und setzte die Reise ins Unsichtbare fort. Die Kinder untersuchten den grauen Staub des Platzes und fanden wirklich schwarze Spritzer, die Spuren der Tränen des Knaben. Bis zuletzt hatte er geweint. Die Kin-

der riefen dem Fräulein Markurell, das immer noch Choräle spielte, durchs Fenster zu, dass ein Engel ihren Jungen geholt habe. Dann gingen sie nach Hause, froh über das, was sie hatten erleben dürfen, zugleich aber unzufrieden, weil sie keine Gelegenheit mehr haben würden, den Jungen weinen zu sehen. Ihre Mütter trösteten sie mit dem Hinweis, dass der schwachsinnige Knabe nun von allem Übel befreit sei. Und obwohl das ja eher ein Trost für ihn als für die Kinder war, empfanden diese eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, dass ein kleiner Kamerad nun nicht mehr leiden musste.

Fräulein Markurell verkaufte wenig später ihr Anwesen an den Amtsgerichtsrat de Lorche, der schon zu diesem Zeitpunkt ein großes Tier war. Dieser wiederum verkaufte es nach ein paar Jahrzehnten an H. H. Markurell und soll, wie behauptet wird, runde Hunderttausend an dem Geschäft verdient haben.

Die Geschichte von dem weinenden Knaben hängt vielleicht irgendwie mit einer anderen Geschichte zusammen, in der sowohl der Name Markurell wie auch der Name Barfoth vorkommen. Vor ungefähr hundert Jahren soll es in der Stadt einen Knaben Markurell und einen Kna-

ben Barfoth gegeben haben. Ihre Eltern und ihre sonstigen Verhältnisse kennt man nicht, aber so viel weiß man, dass sie Gymnasiasten waren. Eines Tages soll der Knabe Barfoth zu dem Knaben Markurell gesagt haben: «Wenn wir auf den Kirchturm steigen und ein Brett durch die östliche Turmluke schieben und wenn du innen stehst und das Brett festhältst und wenn du versprichst, es nicht loszulassen, dann werde ich auf das Brett hinausklettern und junge Dohlen aus dem Nest nehmen.» Der Knabe Markurell gelobte sogleich mit Hand und Mund, ihm behilflich zu sein; ein geeignetes Brett wurde von einer abseits gelegenen Scheune losgerissen und der Plan Punkt für Punkt ausgeführt. Als nun Barfoth hinausgekrochen war und sich auf das Brett gekniet hatte, das ein wenig schwankte, fragte Markurell, wie viele Junge im Nest seien. Es waren drei. «Und wie sollen wir drei Junge teilen?», fragte Markurell. Barfoth antwortete: «Da ich die ganze Gefahr auf mich nehme und die größte Mühe habe, ist es gerecht, dass ich zwei kriege und du eines.» Markurell entgegnete: «Ich weiß nicht, ob das gerecht ist oder nicht, aber ich weiß, dass ich das Brett loslasse, wenn ich nicht alle drei

kriege.» Über diese Frage stritten sie eine Weile, wobei Markurell versuchte, auf seinen Kameraden einzuwirken, indem er das Brett auf und ab schwingen ließ wie eine Wippe. Barfoth nutzte die Zeit, um sich der Dohlenjungen zu bemächtigen, deren Eltern ihm mit den Flügeln das Gesicht peitschten und mit schrillum Geschrei andere Dohlen zu Hilfe riefen. Schließlich begriff Markurell, dass Barfoth unbeirrbar war, und ließ das Brett los.

Nun ist anzumerken, dass die Gymnasiasten von damals, oder Pennäler, wie man sie auch nannte, stets lange, seidene Mäntel trugen, ähnlich dem rund geschnittenen Schultercape des alten Fräuleins Rüttenschöld aus der Klostersgata. Barfoth fiel, aber der Wind füllte sofort seinen Mantel und machte daraus eine Art Ballon. Mit dem dünnen, nackten Hals eines Dohlenjungen in der linken Hand und den zwei anderen in der rechten segelte Barfoth, von dem aufgebrachtten Dohlenschwarm verfolgt, quer über das Dach des Küsterhauses zum Schulhof hinüber, wo er in einer hohen Ulme landete. Von dort auf den Erdboden zu gelangen war natürlich eine einfache Sache. Diese wundersame Rettung soll Markurell, der von der Turmluke

aus zuschaute, so erschüttert haben, dass es ihm nicht einmal in den Sinn kam, auch nur das eine Dohlenjunge zu verlangen, das ihm doch rechtens gehörte. Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte wird dadurch bekräftigt, dass die Ulme auf dem Schulhof noch immer die Barfoth-Ulme genannt wird.

Weiter zurück in den Annalen begegnen wir einem Markurell, Küster von Wadköping, und noch weiter zurück einem anderen, der, nachdem er sein halbes Leben im Ausland verbracht hatte, um das Jahr sechzehnhundert herum zurückkehrte, nur um etwa ein Jahrzehnt später öffentlich auf dem Marktplatz von Wadköping gehenkt zu werden. Diese Tatsache berichtete Studienrat Ivar Barfoth in dem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Stadt, der zur Feier ihres fünfhundertjährigen Jubiläums erscheinen sollte. Der Studienrat hatte in einer Fußnote hinzugefügt: «Obschon wir nichts Sicheres über das Verbrechen wissen, um desentwillen Markurell angeklagt und gehenkt worden ist, darf es doch sowohl ihm wie seinen Nachfahren zum Trost gereichen, dass es hier und nicht im Ausland passierte. Denn Fremdlinge hängen leicht irrtümlicherweise einen gro-

ßen Halunken, unter Landsleuten aber kommt so etwas niemals vor.»

Das Manuskript des Studienrats war reich an solchen Fußnoten und Anmerkungen, weshalb Seine Hochwürden der Bischof, der vorausschauend einen Korrekturabzug verlangt hatte, den Verfasser aufforderte, entweder seine Schrift zu purgieren oder den Druck einzustellen. Der Gymnasialprofessor wählte den letzteren Ausweg, da dieser weniger zeitraubend war.

Anfang der Neunzigerjahre wurde H. H. Markurell Wirt des «Bienenkorbs», eines Gasthofs, der auf dem Grundstück des de Lorche'schen Gutshofes Stortofta liegt, zehn Minuten entfernt von Östertull. Wer war Herr Markurell? Woher kam er? Nach der von Fräulein Rütten-schöld viele Male geäußerten Ansicht kam er direkt aus der Hölle, und sie war ebenso überzeugt, dass er eines Tages dorthin zurückkehren würde, gefolgt von der Schar unseliger Wadköping-Geister, die ihren irdischen Durst in seinem Wirtshaus gelöscht hatten. Glaubwürdiger, wenn auch weniger tiefsinnig, erscheint uns eine andere Version, der zufolge Herr Markurell ein paar Meilen von der Stadt einen Dorfladen

betrieben haben soll. Dort entdeckte Amtsgerichtsrat de Lorches aufmerkamer Blick Markurells unbestreitbare Tüchtigkeit. Der Amtsgerichtsrat vertraute Markurell anfangs allerlei kleinere Aufträge an, die Taktgefühl und Verschlagenheit erforderten, und schließlich setzte er ihn als Wirt des «Bienenkorbs» ein. Trotz aller Verleumdungen können wir diese Maßnahme mit ein paar Zahlen rechtfertigen. Im Jahr 1890 erbrachte der «Bienenkorb» an jährlicher Pacht dreihundert Kronen, im Jahr 1900 zwölftausend. Sind das nicht beredete Zahlen? Gleichzeitig hatte sich Herr Markurells Privatvermögen um einen Betrag vermehrt, den keiner kannte, der wahrscheinlich aber nicht unbeträchtlich war; denn in dem letztgenannten Jahr erwarb er das Markurell'sche Grundstück am Vedbotorget, womit er seinem Wohltäter einen Gewinn von runden hunderttausend zuschanzte. Fräulein Rüttenschölds oben erwähnte Meinung steht also offenbar im Gegensatz zu diesen Beweisen göttlichen Segens.

Markurells Einzug in Wadköping war in keiner Weise glänzend, erregte jedoch ein gewisses Aufsehen. Der Tag war grau vom Dezembernebel, das Gespann grau vom Schlamm des

Dezemberwegs. Herr Markurell, einsam auf dem Vordersitz, in einen alten Regenmantel gehüllt und die Mütze tief auf den fuchsroten Haarkranz gedrückt, bot keinen aufsehenerregenden Anblick. Anders seine Frau. Schon vor dem Stadttor war ihr das Pech widerfahren, ihren Hut zu verlieren. Die Ursache dieses Missgeschicks muss in Herrn Markurells lebhaftem Temperament gesucht werden, die näheren Umstände mögen ein Familiengeheimnis bleiben. Frau Markurell saß ziemlich hoch auf einem ausladenden, mit Seehundsfell bezogenen Koffer. Ihr Haarknoten hatte sich gelöst, und das vom Nebel feuchte Haar fiel ihr in Wirbeln und Wogen über Wangen, Schultern und Rücken. Nicht einmal eine Jahrmarktsprimadonna hatte in Wadköping je so wunderbar reiches und schönes Haar zur Schau gestellt. Wie das ihres Mannes war es rot, aber welcher Unterschied zwischen Rot und Rot! Das war kein Haar mehr, sondern ein Pelz, ein lichter, rostroter Pelz, zart wie das Fell einer Angorakatze, aber von metallischem Glanz.

Frau Markurell war zu stolz und zu träge, um den Anordnungen ihres Mannes etwas entgegenzusetzen; sie legte ihren Hut auf den Boden

des Wagens und ließ ihr Haar über die Schultern wogen. Ihr Gesicht war weiß, ihre Augen waren groß und dunkelblau. Sie saß kerzengerade, schaute starr nach vorn und hatte ihren Sohn Johan auf dem Schoß. Johan war neun Monate alt.

Herr Markurell hielt direkt vor dem de Lorche'schen Haus am Stortorget, band die Stute an einen Laternenpfahl und ging davon, um den Amtsgerichtsrat aufzusuchen. Kinder, die vielleicht die Familienszene vor dem Tor beobachtet hatten, scharten sich in froher Erwartung um den Wagen. Ältere Personen beiderlei Geschlechts blieben, erstaunt und ein bisschen verärgert, in einiger Entfernung stehen. Eine Frau ohne Hut und Haarknoten, reglos vor dem de Lorche'schen Haus am Stortorget verharrend, das war etwas aufreizend Unwirkliches, das einen, ähnlich wie Studienrat Barfoths Ratte, am Zeugnis des Auges zweifeln lassen konnte. Man sah sich nach einem Polizisten um. Drei Wachmänner erschienen. Der erste nahm sich die Stute am Zaum vor und untersuchte genau ihre Zähne. Der andere bückte sich hinter dem Wagen und stocherte mit seiner Säbelscheide an den Radachsen herum. Der dritte hob den

Fußsack des Vordersitzes hoch. Nirgends fand man den Schlüssel zu dem Rätsel. In tiefem und bedrücktem Schweigen beobachtete man die reglose Frau Markurell, ihr Haar, ihr Kind, ihr Gespann, ihre Stute. Wadköping lieferte eine neue Probe der geduldigen Beharrlichkeit, mit der die Kinder vom Vedbotorget die Tränen des schwachsinnigen Knaben gezählt hatten.

Plötzlich traf etwas ein, was in gewisser Weise wieder an die Erzählung vom Knaben und dem Engel denken ließ. Die Kinder, die den Wagen im Kreis umstanden, wichen scheu zur Seite, um einer Person von Ehrfurcht gebietendem Äußeren Platz zu machen. Diesmal war es jedoch kein Engel, sondern Fräulein Rütten-schöld. Sie trug ihren rund geschnittenen Mantel, ihr Kapotthütchen¹ und ihren verblichenen Schirm. Kurz, sie sah aus wie immer. Ihren Regenschirm hebend, zeigte sie auf Johan Markurell und sagte: «Da haben wir das Jesuskind!»

Johan saß auf dem Schoß seiner Mutter, von ihrem Arm gestützt. Sein kleines Gesichtchen war ebenso bleich wie das der Mutter, ansonsten aber war er ihr nicht ähnlich. Sein Haar war schwarz, seine Augen dunkelgrau, fast schwarz, seine Augenbrauen schwarz und bereits scharf

gezeichnet, seine Nase gebogen. Er glich tatsächlich einem kleinen Sohn von Juda. Zudem war seine Miene ernst, feierlich, wehmütig, und auch der Umstand, dass er sofort seine kleine Hand ausstreckte, um sich des Schirms zu bemächtigen, ließ Fräulein Rüttenschöld nicht ahnen, dass er im Grunde ein kleiner Racker war. Die Ahnung stellte sich aber schon wenige Tage später ein und machte ziemlich rasch der Gewissheit Platz.

Im Augenblick jedoch bekräftigte sie ihre Aussage, indem sie zu dem Polizisten hinter dem Wagen sagte: «Karlsson, gehen Sie aufs Schloss, und melden Sie dem Herrn Baron und Regierungspräsidenten, dass er sich nicht zu beunruhigen braucht. Wir haben das Jesuskind gefunden.»

Wenn es in Wadköping etwas ebenso Ehrwürdiges wie die Domkirche und etwas ebenso fest Untermauertes gibt wie das Schloss, so ist es der Verein «Krippe Jesu». Er wurde 1802 von Richter Louis de Lorche, dem Urgroßvater des Amtsgerichtsrats, zur Erinnerung an seine im besagten Jahr verstorbene Tochter, die Stiftsjungfrau Teodolina Emerentia Agata, ge-

gründet. Die Stiftsjungfrau, die im Alter von siebenundvierzig Jahren unverehelicht starb, hatte selbstverständlich keine eigenen Kinder, empfand aber für die Kinder anderer grenzenlose Zuneigung. Sie begnügte sich nicht damit, sie mit Zärtlichkeiten, Geschenken und Süßigkeiten zu überhäufen; sie stahl sie auch. Sie schlich sich auf die Hinterhöfe, lockte die dort spielenden Kinder zu sich, versteckte sie in den üppigen Falten ihrer Röcke und führte sie vorsichtig über den Platz zum Haus des Richters. Sie glich dabei einem Huhn, das aufgeplustert und mit gespreizten Flügeln ihre Kükenschar in den Federn verborgen hält. Der Richter schämte sich, eine solche Törin zur Tochter zu haben, und bestrafte sie auf vielfache Art, unter anderem, indem er sie mit all den drei Namen rief, die sie in der Taufe erhalten hatte, keine einzige Silbe weglassend. Erst nach ihrem Tod nannte er sie Tea, eine Zusammenstellung der Initialen. Und zu ihrem Gedenken gründete er den Verein «Krippe Jesu».

Zur Zeit des Markurell'schen Einzugs in Wadköping bildeten die folgenden illustren Personen den Vereinsvorstand: der Regierungspräsident Baron Rüttenschöld als Vorsitzender,

Amtsgerichtsrat de Lorche als Vizevorsitzender und Kassenverwalter, Studienrat Barfoth als Sekretär; Mitglieder waren die Regierungspräsidentin Rüttenschöld, geborene de Lorche, Fräulein Rüttenschöld, die Wittfrau de Lorche, geborene Edeblad (Mutter des Amtsgerichtsrats, Witwe des Hofstallmeisters de Lorche auf Stortofta), die Obristin Edeblad, geborene Gräfin Battwyhl, die Dompfarrersfrau Tollin, geborene de Lorche, und die junge Frau de Lorche, geborene Gräfin Battwyhl.

In diesen vornehmen Kreis wurde dank Fräulein Rüttenschölds Unbesonnenheit der junge Johan Markurell eingeführt. Eingewickelt in eine blendend weiße Windel, wurde er der jungen Frau de Lorche auf den Schoß gesetzt. Engel umgaben ihn. Oberlehrer Leontin mit dem großen Bart stand ihm zur Seite, in Sackleinwand gehüllt und auf einen Knotenstock gestützt. Und vor Johan lagen Konsistorialrat² Enell, Studienrat Barfoth und Leutnant Brenner, gekleidet in prächtige Gewänder, um dem Knaben Myrrhe und Weihrauch auf einer Zuckerschale, einer Platte und einer Blumenschale aus reinem Silber zu reichen.

Weit weg im Dunkel des Salons saßen Johans

Eltern. Herr Markurell sank in sich zusammen, als erwartete er Prügel, und wühlte mit beiden Händen in seinem fuchsroten Haarkranz. Er kaute Tabak, spuckte in sein geblühtes Taschentuch, schnäuzte sich, weinte; denn das Bild, das sich ihm bot, war hinreißend schön, und der Mittelpunkt des Ganzen war sein, Markurells, erstgeborener und einziger Sohn. Ein ungewohntes Gefühl von Dankbarkeit veranlasste ihn, den Arm um die Taille seiner Ehefrau zu legen. Frau Markurell ließ es geschehen und empfand nicht einmal Widerwillen dabei. Sie saß kerzengerade da, steif und feierlich wie stets, doch ihre Augen leuchteten vor Mutterstolz. Johans Ehrung gab ihr freundliche Gefühle gegenüber Markurell ein, der Mutter und Kind in das vom Herrn gesegnete Wadköping geführt hatte. Im Geiste sah sie ihren Sohn bereits in den Kreis der vornehmen Kinder von Wadköping aufgenommen. Vielleicht würde sich diese mütterliche Vision bewahrheiten. In Wadköping gibt es für den einfachen Menschen zwei Möglichkeiten, in der vornehmen Welt eingebürgert zu werden. Die eine, solidere, dort wie überall: viel Geld zu verdienen. Die andere, schneller und sicherer, besteht darin, mit Takt

und Talent an den lebenden Bildern der «Krippe Jesu» teilzunehmen. Johan offenbarte insofern Talent, als er seine Rolle mit natürlicher Anmut spielte. Leider mangelte es ihm an Takt.

Frau de Lorche, geborene Gräfin Battwyhl, war, als das Jahresfest der «Krippe Jesu» stattfand, eben von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt. Sie war die zweite Frau des Amtsgerichtsrats und ganze neunzehn Jahre alt. Der Altersunterschied zwischen den beiden Ehegatten belief sich auf zwanzig Jahre, sechs Monate und neunzehn Tage. Außerdem war ihr zwei Jahre zuvor ein Wunder widerfahren. All das waren Umstände, die sie zu einem beliebten Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machten.

Ihre Mädchenjahre hatte sie in einem wahrhaft dürftigen Winkel verlebt. Arm und elternlos, war sie bei einer Tante, der Obristin Edeblad, aufgezogen worden. Sie war ungewöhnlich hässlich gewesen. Ein ungelinker Körper, verlegene Haltung, mürrische Miene, ständig niedergeschlagene Augen, blasse, knochige Wangen, eine Nase, die selbst nicht richtig wusste, ob sie sich aufwärts- oder abwärtsbiegen wollte, zwar dickes und langes, aber farbloses Haar –

voilà! Das Einzige, was bei Elsa von Battwyhl an das Symbol weiblicher Schönheit, die Hindin, erinnerte, waren die Beine. Und diese Spazierstöcke wurden rücksichtslos in groben grauen Wollstrümpfen unter allzu kurzen Röcken zur Schau gestellt. Die ganze Stadt hatte klar vor Augen, dass die Nichte der Obristin ein hässliches, schlaksiges, unbedeutendes Mädchen war. Die Gymnasiasten weigerten sich, mit ihr zu tanzen, und so gab es in ihrem jungen Leben weder Bälle noch Süßigkeiten noch Küsse. Tante Rüttenschölds saure Bonbons waren alles, was sie über das Lebensminimum hinaus bekam. Tante Rüttenschöld liebte alle hässlichen Mädchen, umarmte sie und stopfte sie voll mit einer besonderen Sorte sehr saurer Bonbons, die zwar erfrischend sein mochten, aber die Zähne zerstörten und die armen Mädchen noch hässlicher machten. Tante Rüttenschölds Mädchen bildeten eine geschlossene Kaste, eine Art weibliches Priesterkollegium, das in vieler Hinsicht an das der Vestalinnen³ erinnerte. Der Tempeldienst, der in Tante Rüttenschölds lila Kabinett geleistet wurde, bestand hauptsächlich aus Rezitationen und dem Kochen von Sirupbonbons. Wadköping Vestalinnen erfreuten sich wie die

von Rom des größten Ansehens. Sie saßen in der ersten Reihe, zwar nicht im Theater, denn Theaterbesuche waren verboten, aber in der Schule, in der Kirche und bei den Festen der «Krippe Jesu». Wenn man sie auf der Straße grüßte, wich man ehrfurchtsvoll einen Schritt zur Seite. Aber man tanzte nicht mit ihnen, man bot ihnen selten Gebäck an, und man küsste sie nie. In letztgenannter Hinsicht waren Wadköpings Vestalinnen sogar besser geschützt als die von Rom.

Während sieben langer Schuljahre gehörte Elsa Battwyhl zu Tante Rüttenschölds angesehener Truppe. Zu Beginn des achten Schuljahrs geschah ein Wunder. In einer einzigen Nacht wurde sie hübsch. So etwas geschieht jungen Mädchen im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren zuweilen. Man begreift nicht, wie das möglich ist, man konstatiert nur die Tatsache. Genau wie in einer Reihe von anderen Fällen tut man gut daran, auch hier an ein Wunder zu glauben. Elsa Battwyhls Verwandlung wurde eines Morgens in der Osterwoche von Oberst Edeblad, ihrem Onkel, bemerkt. Er saß am Frühstückstisch und beklopfte ein Ei. Seine gestrengen, blutunterlaufenen kleinen Schweins-

augen richteten sich auf die Nichte und starrten sie dann ununterbrochen an, während er Ei auf Ei zerklopfte, ohne auch nur eins davon zu essen. Die Obristin roch besorgt an den Eiern, und da sie alle für gut und untadelig befand, blieb ihr der Verstand stehen. Plötzlich reckte sich der Oberst quer über den Tisch und kniff seine Nichte in die Wange. Worauf er sich erhob, sich in die Brust warf, sich den Schnurrbart strich und das Speisezimmer mit federndem Schritt verließ. Im Korridor trällerte er einen alten Schlager aus seiner Rekrutenzeit.

Die Folgen dieser Verwandlung waren verhängnisvoll. Tante Rüttenschöld beschuldigte Elsa, ihr Vertrauen getäuscht zu haben, und behauptete, sie stecke ihr Haar «auf andere Weise» hoch. Aber je mehr die alte Dame das aschfarbene Haar des unglücklichen Mädchens mit Wasser kämmte und glatt bürstete, desto geschmeidiger und fülliger wurde es. Je öfter sie das Mädchen mit ihrem Schimpfen zum Weinen brachte, desto hübscher glänzten deren Augen. Die Wangen wurden runder und nahmen eine liebliche Farbe an; die Bluse, die wie ein Segel bei Windstille schlaff an ihr heruntergehangen hatte, begann zu schwellen. Und wenn auch

ihre Beine noch immer grazil waren, wurden sie von nun an unter längeren Röcken verborgen. Zudem ist anzunehmen, dass die Waden sich durch ein vermehrtes Training entwickelten. Die Herren Gymnasiasten ließen Elsa nicht länger in würdevoller Ruhe; sie tanzte jeden Tanz. Damit war sie aus dem Kreis der Wadköpinger Vestalinnen ausgeschlossen. Sie durfte nicht mehr im lila Kabinett vorlesen, nicht mehr Sirupbonbons kochen, und sie bekam keine sauren Drops mehr, sondern feines Backwerk. Man sah sie in Konditoreien sitzen und im Schlosspark zwischen zwei Paar langen Hosen graziös ihren Rock schwenken. Ihr Ansehen sank sehr rasch. Am Ersten Mai wurde ihr eine Serenade dargebracht, die Leutnant Brenner anführte. Zu allem Unglück war der Oberst musikalisch, und der Leutnant erhielt Arrest. Aber weitere Serenaden folgten, und junge Leute fingen an, die Treppen im Edeblad'schen Haus abzuwetzen. Eines Morgens enthielt der Edeblad'sche Briefkasten acht an Fräulein Elsa von Battwyhl adressierte Briefe. Sämtliche Briefumschläge waren von einer nahezu leichtsinnig edlen Güte, und die verschiedenen Handschriften waren von einem übereinstimmenden Streben nach idealer

Schönschrift geprägt. Der Oberst fragte sich, ob er diese Briefe öffnen solle. Seine Ritterlichkeit sagte Nein, sein Gewissen Ja. Unter solchen Umständen beschloss der Oberst, dem Rat des Gewissens zu folgen: Er öffnete die Briefe und lernte die Namen von acht jungen Leuten kennen. Fünf von ihnen erbaten eine Verabredung mit Elsa Battwyhl, der sechste und siebente beklagten sich, weil sie sich zu einer Verabredung nicht eingefunden habe. Der achte war völlig außer sich. Er behauptete, er habe an einem bestimmten Ort und zu bestimmter Stunde gesehen, dass Elsa von Battwyhl den Unterleutnant Graf Carl-Henrik Brenner geküsst habe. Nicht ohne bittere Selbstironie fragte er sich, wie er einen solchen Anblick habe überleben können. Danach zählte er in dem wahnwitzigen Glauben, der Einzige zu sein, sechs verschiedene Gelegenheiten auf, bei denen er dieselbe Gunst genossen habe. Der Brief schloss mit dem heiligen Versprechen, Fräulein Battwyhl – die in demselben Brief bis dahin mit «Du» und «Elsa» angeredet wurde – niemals mehr zu belästigen. Dies Versprechen wurde allerdings in einem Postskriptum dahingehend modifiziert, dass der Briefschreiber um einen Treffpunkt um sechs

Uhr im kleinen Zimmer von Wedblads Konditorei bat. Hinzugefügt war die kategorische Versicherung, dass Wedblads Gebäck besser sei als Lövgrens.

Der Oberst sah ein, dass dies eine Katastrophe war. Er sank förmlich im Schreibtischstuhl zusammen, erdrückt von der Last seiner Verantwortung. Und dass er gleichzeitig wiederum diesen etwas frivolen Schlager trällerte, beruhte lediglich auf dem Unvermögen eines verwirrten Gemüts, den richtigen Ausdruck für seine Gefühle zu finden. Als alter Militär maß er zwar der Küsserei selbst wenig Bedeutung bei, doch dass seine Stieftochter an ein und demselben Tag acht Briefe mehr oder minder erotischen Inhalts bekam, das war sensationell. Sein Gewissen und seine Ritterlichkeit fochten abermals einen Strauß aus. Sein Gewissen forderte von ihm, das Mädchen selbst ins Gebet zu nehmen, seine Ritterlichkeit fand es unpassend, dass ein Mann, und noch dazu ein alter Militär, in einer so heiklen Angelegenheit zu Gericht sitzen sollte. Eine kompetente Frau musste hier Richter sein. Der Oberst beschloss, dem Gebot der Ritterlichkeit den Vorrang zu geben. Er steckte die fatalen Briefe in ein festes Kuvert,

das mit dem Stempel «Regimentsexpedition» versehen war, und mit dem Kuvert unter dem Arm begab er sich ins lila Kabinett. Seiner Gattin die Sache anzuvertrauen fiel ihm nicht ein, denn der Verstand der Obristin wäre bereits bei der ersten Silbe stehen geblieben.

Tante Rüttenschölds Verstand setzte nicht eine Sekunde lang aus. Es war zwar eine Katastrophe, doch sie kam nicht unerwartet. Außerdem passten Katastrophen und Tante Rüttenschöld gut zueinander. Sie gehörte zu jenen wohlgerüsteten Menschen, deren Kräfte mit dem Ernst der Situation wachsen. Ihre erste Maßnahme war, die Dompfarrersfrau Tollin, geborene Rüttenschöld, und die Schulleiterin, Fräulein Linder, hinzuzuziehen. Dann wurden zwei Vestalinnen zur Schule geschickt, Elsa holen. Nach zweistündigem Verhör konnte Tante Rüttenschöld den Oberst anrufen und verkünden: «Reinhold, sie hat gestanden! Komm sofort her. Ich gedenke, den Vorstand einzuberufen.»

«Welchen Vorstand?», fragte der Oberst und starrte mit leicht schielenden Augen in das Dunkel der Telefonmuschel.

«Den Vorstand der ‹Krippe Jesu›.»

Der Oberst erlitt einen Hustenanfall und

musste den Hörer auflegen. Er begriff, dass er eine verhängnisvolle Dummheit begangen hatte. Gentleman, der er war, beschloss er, seine Gattin so weit wie möglich zu schonen. Er suchte sie auf und bat sie, sich hinzulegen. Sie strich über seinen Schnurrbart und zwirbelte dessen Spitzen empor, die gegen alle Gewohnheit herabhängten.

«Das tue ich wirklich gern, Reinhold. Aber warum?»

Der Oberst sagte: «Ich fürchte, du hast Kopfweg. Das hat du doch für gewöhnlich immer.»

«Ja», gab die Obristin zu und zog sich ins Schlafzimmer zurück. Sie ließ die Gardinen herunter, legte Kleid und Korsett ab, band sich eine feuchte Binde um die Stirn und streckte sich auf dem Bett aus. Sie begriff nichts, und allmählich bekam sie wirklich Kopfschmerzen.

Der Oberst ging in die Küche und sagte: «Mädels, was auch immer passiert, ihr dürft die Obristin nicht wecken. Nur wenn ein Brand ausbrechen sollte. Sonst nicht. Denkt daran. Sie hat Kopfweg.»

Nachdem er so alles unternommen hatte, um den Frieden seines Hauses zu retten, begab er sich zur Klostergata. Schräg gegenüber dem

Rüttenschöld'schen Haus liegt der Rasiersalon von Perückenmacher Ström. Der Oberst setzte sich in den Stuhl, der dem Fenster am nächsten stand, und während Perückenmacher Ström ihn einseifte, sah der Oberst Mitglied um Mitglied des illustren Vorstands am Fenster vorbeiziehen.

Perückenmacher Ström sagte: «Sie tun ja immer, was Ihnen behagt, Herr Oberst. Aber wenn Sie still sitzen könnten, wäre das für uns beide besser.»

Mitten auf der Straße näherte sich ein kleiner, alter Mann, dessen stark bart- und haupthaarbewachsener Kopf so groß und schwer war, dass der schwächliche Körper sich unter der Last beugte. Es war Rektor Blidberg. Hinter ihm marschierten in akkurater Viererreihe acht blasse Jünglinge mit Gymnasiastenmützen. Der Oberst stöhnte, als er diese achtfache Verkörperung des Leichtsinns eines jungen Mädchens erblickte. Das war ganz einfach sensationell.

Perückenmacher Ström sagte: «Es wäre wirklich das Beste, wenn Sie still sitzen würden, denn jetzt komme ich mit dem Messer.»

Aber der Oberst schubste ihn weg und sprang auf. Er hatte etwas gesehen, was nicht nur den Menschen und Familienvater, sondern

auch den Regimentschef beunruhigte. Er hatte gesehen, dass Unterleutnant Carl-Henrik Brenner lächelnd und ohne Misstrauen geradenwegs in die Rüttschöld'sche Falle marschierte. Der Oberst riss die Tür auf und brüllte: «Idiot!»

«Jawohl, Herr Oberst», antwortete Brenner. Und als er seinen Chef eingeseift und mit einem Lätzchen unter dem Kinn erblickte, wurde sein Lächeln noch glücklicher.

«Wohin?», fragte der Oberst.

Der Leutnant rapportierte: «Zu Tante Rüttschöld. Sie will mich etwas fragen.»

«Du gehst nicht hin», befahl der Oberst flüsternd. «Du gehst sofort nach Hause und legst dich hin.»

Hier stand Order gegen Konterorder. Das Lächeln des Leutnants verriet Angst. «Tante hat mich schon gesehen», murmelte er. «Im Spion.»

Der Oberst senkte seine Stimme noch weiter, aber seinem Flüstern fehlte es nicht an Nachdruck. «Ist die Alte dein Vorgesetzter, oder bin ich es? Carl-Henrik! Ich verbitte mir jeden Widerspruch. Du gehst nach Hause!» Und um das Gespräch mit einem Kraftwort abzurunden, zischte er ihm zu: «Verdammter Idiot!»

«Jawohl, Herr Oberst», sagte Carl-Henrik Brenner und ging nach Hause.

Und nun ließ sich der Oberst von Perückenmacher Ström rasieren, die Haare schneiden und frisieren. Nachdem das Repertoire des Perückenmachers erschöpft war, blieb dem Oberst nichts übrig, als die Straße zu überqueren. In Tante Rüttenschölds Vorzimmer traf er die acht Schuljünglinge, die, nachdem sie ihr Geständnis abgelegt hatten, freigelassen worden waren.

Der Oberst stürmte in den Salon und ließ sich ohne Gruß auf einem Kanapee nieder. «Ich konnte nicht früher», keuchte er. «Und Amelie hat Kopfschmerzen. Wie weit seid ihr gekommen?»

Man war ziemlich weit gekommen. Der Rektor hatte sich verpflichtet, sieben der Jünglinge eine schlechtere Betragensnote zu erteilen und den achten zu relegieren. Und der Vorstand der «Krippe Jesu» hatte beschlossen, Elsa in einem geeigneten Internat in der Schweiz unterzubringen.

«Wer soll das bezahlen?», fragte der Oberst.

«Die «Krippe Jesu». Aus dem Fonds zur Erziehung frommer Stiftsjungfrauen.»

Der Beschluss war de facto gefasst, musste

aber noch vom Amtsgerichtsrat, der zurzeit den Vorsitz führte, bestätigt werden.

In Erwartung des Amtsgerichtsrats trank der Vorstand Kaffee. Fräulein Linder, die dem Vorstand nicht angehörte, aber stets an dessen Verhandlungen teilnahm, erzählte flüsternd, man habe schon lange Verdacht gehegt. Es gingen Gerüchte um über ein Mädchen der achten Klasse. Was sie getan haben sollte, wisse man nicht, auch nicht, um wen es sich handele. Man glaube aber mit Bestimmtheit sagen zu können, dass es sich um ein Mädchen der achten Klasse handele.

Rektor Blidberg, der sein schweres Haupt in die Hände gestützt hielt, hatte ebenfalls gehört, dass es Gerüchte über ein Mädchen gebe, vielleicht aus der siebenten, wahrscheinlich aber der achten Klasse. Seine Frau hatte gehört, dass diese Gerüchte von sehr bedenklicher Art sein sollten.

Fräulein Linder war sehr beunruhigt gewesen und empfand es nun beinahe als Erleichterung, der Wahrheit direkt ins Auge zu sehen. Allerdings wäre es ihr lieber gewesen, es hätte sich um ein anderes Mädchen gehandelt.

Diese Bemerkung war überflüssig und un-

passend. Fräulein Linder blieb wie festgenagelt stehen und duckte sich unter den Blicken des Vorstands. Sie hatte den Finger in die Wunde gelegt. Als Kind der Cousine der Obristin war Elsa durch den Oberst mit der Witwe de Lorche, geborene Edeblad, verschwägert und durch diese auch mit dem Amtsgerichtsrat und mit der Regierungspräsidentin Rüttenschöld, geborene de Lorche, und mit deren Schwägerinnen, Fräulein Rüttenschöld und Dompfarrersfrau Tollin, geborene Rüttenschöld. Kurz und gut, mit der gesamten «Krippe Jesu».

Der Oberst murmelte: «Das ist sensationell. In der Tat.»

Tante Rüttenschöld sagte: «Wenn die Mädchenschule noch das wäre, was sie zur Zeit von Fräulein Rogberg war, hätte das niemals geschehen können. Ich bedaure, das sagen zu müssen.»

Es folgte eine halbe Stunde des Schweigens. Plötzlich erhob sich die Dompfarrersfrau, die am Spion saß, und sagte: «Carl-Magnus kommt.»

Alle erhoben sich. Tante Rüttenschöld ging hinaus in die Diele. Man hörte, dass sie flüsternd Einzelheiten dieser traurigen Angelegenheit berichtete. Nach einer Weile trat der Amts-

gerichtsrat ins Zimmer. Sein Gesicht war sehr blass, was jedoch nicht mit der Feierlichkeit dieses Augenblicks zusammenhing. Die Blässe war chronisch und wurde durch sein fast blauschwarzes Haar stark betont.

Der Amtsgerichtsrat grüßte mit kurzen Verbeugungen nach rechts und links, warf seine gelbe Aktentasche auf den Tisch und nahm den Ehrenplatz auf dem Sofa ein. Tante Rütten-schöld legte ihm das Dokument vor, und er las es durch. Er verzog während der peinlichen Lektüre keine Miene, aber der Vorstand der «Krippe Jesu» und Fräulein Linder bemerkten mit einigem Erstaunen, dass plötzlich zwei dunkelrote Flecke seine Wangen färbten und nur langsam wieder verblassten.

Der Amtsgerichtsrat nahm seinen Kneifer ab, putzte ihn, setzte ihn wieder auf. Sagte: «Es handelt sich also darum, der Stiftsjungfrau Elsa von Battwyhl ein Stipendium von dreitausend Kronen zu gewähren, das zwei Jahre lang aus dem Fonds zur Erziehung frommer Stiftsjungfrauen gezahlt werden soll. Der Spender hat nur eine Bedingung an die Bewilligung dieses Stipendiums geknüpft, nämlich dass der untadelige Wandel der infrage kommenden Person

allgemein bekannt sein soll. Ist hier jemand, der in Bezug auf diese Bedingung Einwände zu erheben hat?»

Die Stille im lila Kabinett wurde augenblicklich bedrückend. Die Dompfarrersfrau, die an Atemnot litt, rang nach Luft. Die Regierungspräsidentin Rüttenschöld faltete die Hände und schloss die Augen. Die Witwe de Lorche zog sich den Schal fester um die Schultern; sie wurde seit vierzig Jahren an jedem zweiten Tag von Schüttelfrost heimgesucht. Ihr Bruder Oberst Edeblad zählte an den Fingern ab: Ein Idiot, zwei Idioten, drei Idioten und so weiter. Fräulein Linder, die dem Vorstand nicht angehörte, wand und drehte sich wie ein Korkenzieher und wäre am liebsten im Boden versunken.

Tante Rüttenschöld jedoch stand da, stützte beide Hände auf die Tischplatte, blickte Carl-Magnus an und schnitt schweigend zornige Grimassen.

Schließlich hob Rektor Blidberg das schwere Haupt und sagte: «Mit dem Ausdruck ‹allgemein bekannt› dürfte der Spender gemeint haben: der Allgemeinheit bekannt oder im Allgemeinen bekannt. Soweit ich weiß, erfüllt – hm – die fragliche Person diese Bedingung.»

Carl-Magnus fragte: «Ist der Vorstand mit Rektor Blidberg einer Meinung?»

Tante Rüttenschöld warf ihm einen drohenden Blick zu und antwortete mit dumpfer Stimme: «Der Vorstand ist einer Meinung.»

Der Amtsgerichtsrat klopfte in Ermangelung eines Hammers mit den Knöcheln der rechten Hand auf den Tisch, und der Sekretär protokollierte den Beschluss.

Tante Rüttenschöld sagte: «So, das hätten wir. Jetzt soll Elsa hereinkommen und Abbitte leisten.»

«Weshalb?», fragte der Amtsgerichtsrat.

Tante Rüttenschöld watschelte gemächlich zum Schlafzimmer, wo die Delinquentin seit dem Morgen eingesperrt saß. «Weshalb?», fragte sie zurück. «Weil sie eine dumme Göre ist. Wäre das in meiner Jugend passiert, hätte sie erst mal die Rute geschmeckt und dann Abbitte geleistet. Aber Birkenreis ist heutzutage teuer.»

Der Amtsgerichtsrat erhob sich. «Einen Augenblick», sagte er. «Hier gibt es einen dunklen Punkt, über den ich Klarheit haben muss. Als Vorstandsvorsitzender war ich gezwungen, mich mit einigen Briefen an Elsa zu befassen. Zwar haben weder ich noch die anderen Vor-